

Zeitschrift: Zeitschrift für schweizerische Geschichte = Revue d'histoire suisse
Band: 2 (1922)
Heft: 3

Buchbesprechung: Rezensionen = Comptes-rendus

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rezensionen. — Comptes-rendus.

Lehrbuch der historischen Methodik. VON ALFRED FEDER, S. J., Professor an der philosophisch-theologischen Lehranstalt zu Valkenburg. 2. Auflage. Verlag Josef Kösel u. Friedrich Pustet, Kommanditgesellschaft, Verlagsabteilung Regensburg. 1921. XII + 307 S.

«Unter den theologischen Disziplinen verlangen besonders die Apologetik, die Exegese, die historische Theologie eine genauere Kenntnis der Grundzüge der historischen Methodik,» heißt es auf S. 37 des vorliegenden Werkes. Diese Worte dürften wohl den Grund angeben, warum der Verfasser, der an der Jesuitenlehranstalt zu Valkenburg wirkt, sein Buch verfaßt und publiziert hat. Er schrieb nicht eine neue Methodik, weil er glaubte, Bernheim (der von ihm stets mit großer Achtung genannt wird) oder Langlois-Seignobos durch ein wissenschaftlich höher stehendes Lehrbuch ersetzen zu müssen, sondern weil ihm die beiden Werke, und zwar wohl besonders das französische, in ihrer konsequent kritischen Art für die Verwendung im apologetischen Unterricht nicht geeignet erschienen.

Es ist selbstverständlich, daß auf diesen theologischen Neben- oder eigentlich Hauptzweck der neuen «Methodik» an dieser Stelle nicht eingegangen werden kann. Niemand wird es dem Verfasser verargen, wenn er seinen Schülern eine Anleitung geben will, auf welche Weise sie theologisch bedeutsame historische Angaben gegen die Einwürfe der unkirchlichen Kritik verteidigen können. Aber für den wissenschaftlichen Historiker sind solche Erwägungen gleichgültig und er wird deshalb alle darauf hienzielenden Ausführungen als für seine Zwecke nutzlos ohne Diskussion auf die Seite legen, ebenso wie die sonstigen erbaulichen Betrachtungen des Verfassers.

Schlimm ist nur, daß wenn man alle diese Zutaten ausscheidet, so gut wie nichts mehr übrig bleibt, was die Publikation dieser neuen Methodenlehre rechtfertigen könnte. In einem Punkte ist allerdings Feder vor seinen Konkurrenten im Vorsprunge: wie fast immer in katholischen Geschichtswerken ist seine Bibliographie musterhaft nachgeführt und da seit den

letzten Auflagen von Bernheim und Langlois-Seignobos bereits eine geraume Zeit verflossen ist, findet der Historiker die neueste Literatur zur historischen Methodenlehre wohl nirgends sonst so bequem zusammengestellt; daß die Werke nur aufgeführt, und nicht auch charakterisiert sind, sowie daß die Produkte katholischer Autoren leicht bevorzugt werden, wird man dabei gerne in den Kauf nehmen.

Aber das ist auch beinahe das einzige, was man zum Lobe des Buches sagen kann. Denn die erwähnte Tendenz des Verfassers hat dazu geführt, daß er überhaupt an die historische Kritik allzu laxen Anforderungen stellt. Anstatt (wie es besonders Langlois und Seignobos getan haben) den Anfänger zum prinzipiellen Mißtrauen gegen die Aussagen der Quellen zu erziehen, geht Feder von einer angeblichen Wahrheitsliebe des Menschen aus und operiert allzu oft mit dem gefährlichen Argument, daß wir ja manche Angaben im gewöhnlichen Leben auch für wahr annehmen, die nach den Grundsätzen der strengen historischen Kritik für zweifelhaft gehalten werden müßten. Darin liegt nun aber nicht nur ein unzulässiger Analogieschluß verborgen — der «gesunde Menschenverstand» geht natürlich gegenüber Zeugnissen der Vergangenheit leichter in die Irre als gegenüber Zeugnissen aus der Gegenwart —, sondern die Voraussetzung ist überhaupt zu verwerfen, daß die wissenschaftliche Geschichtsschreibung sich mit den mangelhaften Kriterien begnügen darf, die im täglichen Leben aus praktischen Gründen als zureichend befunden werden mögen. Wenn der Historiker ebenso nach dem Gefühl und nach Hörensagen urteilt, wie der praktisch tätige Mensch vielfach zu tun genötigt ist, so diskreditiert er seine Wissenschaft; die Ergebnisse seiner Forschung können dann auch nicht auf höhere Geltung Anspruch erheben.

Dazu begeht Feder noch den Fehler, daß er die Mittel, die dem Verfasser einer Zeitgeschichte gelegentlich zur Verfügung stehen, mit denen verwechselt, die bei der Untersuchung der Vergangenheit anwendbar sind. So heißt es etwa p. 213: «In vielen anderen Fällen können wir durch Nachfrage und Untersuchung uns vergewissern, daß bei einer übermittelten Beobachtung die Bedingungen erfüllt waren, die zum Ausschluß eines Irrtums erfordert werden.» Durch Nachfrage? In 99 von 100 Fällen, die der Historiker zu untersuchen hat, sind die Zeugen doch schon lange tot und selbst in der Gegenwart kann in der Regel nur der mit richterlicher Gewalt ausgerüstete Beamte ein Kreuzverhör anstellen.

Auch im übrigen zeigt sich Feder viel zu optimistisch. Es ist durchaus nicht so leicht, über «organische Fehler» und «Ab-

normität der Sinnesorgane» historischer Persönlichkeiten Sicheres zu erfahren, wie er glaubt («wir können häufig die Zeugen selbst über die Zuverlässigkeit ihrer Sinnesorgane ... ausfragen,» meint Feder). Auch daß «die Geistesanlagen entscheidend auf die Berufswahl wirken,» wie p. 114 gesagt ist, wird kein Historiker zugeben, am wenigsten für frühere Zeiten; Feder führt diese irrtümliche Beobachtung aber erst noch als Beispiel eines historischen Gesetzes an (er verwendet diesen von ihm selbst als nicht ganz glücklich empfundenen Ausdruck für regelmäßig eintretende «geschichtliche Betätigungen»).

Feder ist überhaupt in seinen Bezeichnungen häufig willkürlich. Ich glaube nicht, daß die Unterscheidung zwischen «Zufall» und «Geschick» üblich ist, die er p. 281 macht. Ferner ist seine Anordnung des Stoffes mangelhaft. Warum der Abschnitt «Quellenkritik» durch einige «Vorbemerkungen» über «historische Analogie», «historische Gesetze» u. s. w. eingeleitet wird, ist nicht recht ersichtlich. All dies wäre doch besser bei Anlaß der historischen Synthese besprochen worden. Ganz unglücklich scheinen mir viele Beispiele gewählt. Sie bilden das gerade Gegenstück zu dem in diesem Punkte unvergleichlichen Lehrbuche von Langlois und Seignobos; auch wenn sie nicht eigentlich falsch sind, so sind sie doch zum mindesten sehr zweifelhaft: ein Werk über Methodik sollte aber nur Exempel bringen, die nicht mehr diskutiert werden können.

Erwähnt sei schließlich noch, daß der Verfasser sich mit der Geschichte der Historiographie nur mangelhaft vertraut zeigt, obwohl er öfter auf sie anspielt. So kann der Herzog von Saint-Simon nicht als «Humanist» aufgeführt werden, Strada, ein Ordensbruder des Verfassers, darf nicht den Historiographen des Jesuitenordens zugezählt werden. Zu sagen, daß das Wirken von Ranke auf die kritische Behandlung der mittelalterlichen deutschen Geschichte von großem Einfluß war, ist in einem gewissen Sinne zweifellos richtig; für den Anfänger aber hätte diese Bemerkung kommentiert werden sollen, da er sonst von der eigenen kritischen Tätigkeit des Berliner Historikers eine falsche Vorstellung erhält.

Das «Lehrbuch» ist auf dem Titel als in 2. Auflage erschienen bezeichnet. Es mag nach Feders eigenen Bemerkungen im Vorwort hinzugefügt werden, daß diese Angabe nicht ganz sinngemäß ist. Die erste Auflage (1919) wurde nämlich nur zum privaten Gebrauche der Zuhörer des Verfassers gedruckt und führte den Titel «Grundriß der historischen Methodik».

Basel.

Eduard Fueter.

Einführung in das Studium der Geschichte. Von Dr. WILHELM BAUER, a.-o. Professor an der Universität in Wien. Tübingen, J. C. R. Mohr (Paul Siebeck) 1921. XI + 395 Seiten.

Wie der Autor, der bekannte Verfasser der anregenden Monographie über die öffentliche Meinung und verdienstvolle Herausgeber der Korrespondenz Ferdinands I., in der Vorrede bemerkt, ist das vorliegende Werk aus Vorarbeiten zu einer «Quellenkunde der Neuzeit» herausgewachsen. Man merkt diesen Ursprung dem Buche einigermaßen an. Nicht zwar, als wenn die Neuzeit ungebührlich in den Vordergrund gestellt worden wäre. Aber es fehlt eine gewisse Ausgeglichenheit des Aufbaus. Der Verfasser stellt oft mehr nebeneinander, als daß er ein geschlossenes Ganze gäbe und er hat schließlich so vieles berührt, daß er manches nur summarisch und nicht immer befriedigend hat behandeln können.

Wilhelm Bauer hat sich ein schönes Thema gewählt und in mancher Beziehung eine eigentliche Lücke ausgefüllt. Lehrbücher über historische Kritik und Methode besitzen wir bereits; aber es fehlte noch an einer Arbeit, die uns vom Standpunkt des Historikers in die geschichtstheoretischen und eigentlich historiographischen Probleme eingeführt hätte. Bauer brachte zur Lösung dieser Aufgabe wesentliche Vorbedingungen mit. Starkes Interesse an allen Fragen der Geschichtschreibung, verständnisvolle Toleranz für seinen Ansichten widersprechende Systeme, genaue Kenntnis der modernen Richtungen befähigten ihn im hohen Grade dazu, den angehenden Historiker in ein Gebiet einzuführen, über das dieser sich allzu oft durch reine Geschichtsphilosophen belehren lassen mußte. Aber er hat darüber hinaus gewissermaßen eine historische Enzyklopädie schreiben wollen und die Folge ist, daß das eigentliche Thema des Buches zu kurz gekommen ist.

Man wird daher in den ersten Abschnitten des Buches, die über die «theoretischen Grundlagen der Geschichte», «das geschichtliche Geschehen in seinen Elementen», «die seelischen Grundlagen der Geschichtsforschung» handeln, wohl eine gut durchdachte und für den Studierenden sicherlich sehr förderliche Charakteristik der verschiedenen geschichtstheoretischen Richtungen finden, nicht aber eine eigentlich weiterführende und neu orientierende Analyse. Dabei darf nicht verschwiegen werden, daß Bauer für ein Lehrbuch manches zu dogmatisch faßt. Es ist hier nicht der Ort, auf eine Kritik seiner Auffassung einzugehen; solche Streitfragen lassen sich nicht in einer Rezension im Vorbeigehen diskutieren. Aber es scheint mir, daß Bauer vieles, was der Historiker doch erst im Laufe seiner

Untersuchungen herausbringen soll, ihn bereits von vornherein als Resultat lehrt. So findet sich z. B. p. 66 der lapidare Satz: «alle, die dem Ursprung der Dinge (in der Wirtschaftsgeschichte und der Rechtsentwicklung) nähergetreten sind, stießen schließlich immer wieder auf individuelles Wirken und Tun, das den Ausschlag gab.» In Wirklichkeit liegt hier eines der Probleme vor, auf das der Historiker erst eine Antwort suchen soll, und es erscheint mir unzweckmäßig, ihm von Anfang an dogmatisch Auskunft zu erteilen. Auch ist der Satz selbst sehr zweifelhaft; für ein so fundamentales Ereignis wie die Festsetzung des gleichen Erbrechtes in der französischen Revolution (einen Vorgang, der mindestens ebenso bedeutungsvoll war wie die Handlungen des Individuums Napoleon) wäre es z. B. sicherlich nicht möglich, «individuelles Wirken» als Ursprung zu beweisen — um von den noch viel weniger «individuellen» Notwendigkeiten des Wirtschaftslebens zu schweigen. Bauer begeht hier den Fehler, sich auf den hergebrachten unglücklichen Gegensatz «Individuen oder Massen» festzulegen. In Wahrheit gehen bekanntlich eine Menge und oft gerade die wichtigsten Entscheidungen weder von einzelnen Persönlichkeiten noch den großen Massen aus, sondern von Gruppen und Organisationen, die den «Massen» gegenüber Minoritäten bilden und auf die die p. 56 gegebene Charakteristik von der Beherrschung durch «gefühlbetonte Vorstellungen» durchaus nicht in erster Linie zutrifft, viel weniger jedenfalls als auf die allermeisten Individuen. Auch daß Bauer an der in der Geschichtsphilosophie traditionellen Gleichsetzung von großen Künstlern mit Staatsmännern festhält (vgl. p. 65), erscheint mir nicht glücklich. In der künstlerischen Produktion spielt die Individualität eine so ganz andere Rolle als im politischen und wirtschaftlichen Leben, auch ist der Künstler so viel freier in der Gestaltung des Stoffes als der Staatsmann, daß mir jeder Analogieschluß unerlaubt scheint. Denn in der Kunst und im Geistesleben überhaupt kann viel weniger als in der sozialen Entwicklung von einer (beschränkten) Zwangsläufigkeit die Rede sein und selbst ein Künstler zweiten Ranges läßt sich viel weniger als «ersetzbar» denken denn ein großer Staatsmann. Auch die Bemerkung p. 93, daß «die Aufgabe historischen Schaffens letzten Endes in der Vergegenwärtigung entschwundenen Lebens, in der geistigen Rekonstruktion dieses Lebens ruhe», würde vielleicht besser so formuliert, daß damit eine Aufgabe gegeben ist, der sich eine andere, nämlich der Versuch, die Ereignisse der Vergangenheit zu «erklären», d. h. deren inneren Zusammenhang nachzuweisen, als gleichberechtigt an die Seite stellen lasse.

Doch wie es sich nun auch mit diesen Ansichten verhalten möge, lobenswert ist es auf alle Fälle, daß Bauer den Anfänger überhaupt auf solche Probleme hinweist. Denn die Hauptsache wird sein — nicht daß der Forscher diese oder jene Theorie, sei es eine individualistische oder eine kollektivistische, übernimmt, sondern daß er sich stets die Frage vorlegt und an Hand seines Materials zu beantworten sucht: «Wie weit kann in dem vorliegenden Falle von der Möglichkeit individuellen Eingreifens gesprochen werden? Wo müssen wir die Grenze für den Einfluß wirtschaftlicher etc. Notwendigkeiten setzen?» Wenn der junge Historiker diese Fragen beantwortet (gleichgültig in welcher Weise), so hat er damit einer Forderung Genüge getan, der nur zu viele ältere Geschichtschreiber gänzlich aus dem Wege gegangen sind.

Eine andere Frage ist dann, ob der Historiker solche Probleme überhaupt behandeln kann, ob ihm die Quellen z. B. zu sagen erlauben, daß der nominell verantwortliche Regent oder Minister aus eigener Initiative oder nur als Mandant einer dominierenden Gruppe u. s. w. gehandelt habe. Bauer geht auf dieses Problem weniger ein, wie überhaupt die Fragen eigentlich historische Kritik (er glaubt überhaupt nicht, daß sich diese aus Büchern lernen lasse) seinem Programm gemäß bei ihm stark zurücktritt.

Man kann dieses Verfahren durchaus begreifen, umso mehr, da es ja an guten Lehrbüchern auf diesem Gebiete nicht fehlt, und trotzdem der Ansicht sein, daß wenn schon gekürzt werden mußte, lieber andere Abschnitte ganz hätten weggelassen werden dürfen. Denn Bauer gibt gelegentlich nicht nur Hinweise auf die Wichtigkeit der Hilfswissenschaften und entsprechende bibliographische Notizen, sondern einen Abriß dieser Wissenschaften selbst; da es sich dabei aber natürlich nur um fragmentarische Bemerkungen handeln kann, so dürfte der Wert dieser Paragraphen für Anfänger nicht sehr groß sein. Es sei hier nur auf die mißverständlichen Sätze über das Münzwesen auf p. 219 oben oder die sehr anfechtbaren Ausführungen über die Entstehung der Stände p. 259 f. aufmerksam gemacht.

Schließlich darf auch nicht verschwiegen werden, daß die enzyklopädische Anlage des Buches Schwierigkeiten hervorgerufen hat, denen sich der Verfasser nicht immer gewachsen gezeigt hat. Daß keine Gleichmäßigkeit der Behandlung erreicht wurde, die deutsche Geschichte vielmehr durchweg im Vordergrunde steht, möchte ich im Hinblick auf die Bestimmung des Buches nicht als Mangel bezeichnen; ich möchte im Gegenteil bedauern, daß der Verfasser seiner Herkunft entsprechend nicht die öster-

reichische Geschichte noch stärker betont hat. Auch daß man auf die im Vorwort erwähnten Wiener Bibliotheksverhältnisse Rücksicht nimmt und nicht moniert, daß z. B. Henri Hausers «Sources» nur unvollständig und die neue Ausgabe von Monluc dem Verfasser überhaupt nicht bekannt sind, ist selbstverständlich. Aber es finden sich auch im übrigen eine Reihe von ungenauen Angaben, die besonders in einem solchen, für Studierende bestimmten Buche recht ärgerlich sind. Von der in deutschen Büchern üblichen Verwirrung in der Setzung der französischen Accente will ich absehen; aber Fustel de Coulanges heißt nicht «Foustel», Petit de Juleville darf nicht als «L. de Julleville» angeführt werden, Freeman schreibt sich nicht mit zwei «n» (alle diese Formen auch im Register). Die «Cambridge Modern History» ist nicht von Lord Acton herausgegeben worden; unter der Leitung von Pertz sind nicht «21 Bände Leges» in den Monumenta Germaniae ediert worden (p. 210). Die «jüngere Reihe» der Deutschen Reichstagsakten hat nicht 1882, wie p. 211 steht, sondern 1893 (wie p. 261 steht) zu erscheinen begonnen. Von dem Grimm'schen Wörterbuch ist viel mehr erschienen als p. 168 angegeben (nicht nur A—Q). Die Notiz über Sueton p. 130 ist insofern irreführend, als S. außer seinen «8 Büchern de vita Caesarum» (warum dieses gleichgültige antiquarische Detail?) auch über Schriftsteller etc. unter dem Titel «de viris illustribus» geschrieben hat (bekanntlich teilweise noch erhalten); ein Gegensatz zu Hieronymus läßt sich also nicht konstruieren. Manche Bücher sind in den überhaupt wohl etwas zu wenig systematisch angelegten bibliographischen Notizen in irreführender Weise oder an unpassender Stelle angeführt: so Bédiers «Fabliaux» p. 229 (hier hätte wohl gesagt werden müssen, daß er gegen Benfey Stellung nimmt), Böckhs «Staatshaushaltung» (p. 140) gehört doch eher unter die Literatur zur Finanz- (p. 138) als zur Rechtsgeschichte, Comparettis «Virgil» (p. 129) kann nicht eigentlich als Beispiel für den «Wandel der Bewertung» aufgeführt werden, die eine Persönlichkeit zu verschiedenen Zeiten erfahren hat, jedenfalls nicht neben dem ganz anders gearteten Werk von Zielinski über Cicero. Nicht verständlich ist mir ferner, warum so ausgesprochene Tagebücher wie die von Pepys (es fehlen übrigens Angaben über die neueren vollständigen Ausgaben!) und Evelyn unter «Memoiren» (p. 280) eingereiht sind und nicht in § 22, der über die Tagebücher handelt. Der mehrfach (freilich nach der überholten ersten Auflage zitierte) Charles Groß hätte vor allem auch p. 360 angeführt werden sollen. Swift hieß zum Vornamen nicht «William» (p. 302). An dieser Stelle hätte übrigens dem Ausdruck «Aufhebung der Zensur»

wohl auch noch der terminus technicus «Preßfreiheit» hinzugefügt werden sollen, mit dem man diesen Akt bezeichnete. Überhaupt sind die Angaben aus der Geschichte der Presse nicht immer zutreffend. Daß die Vermittlung von Berichten erst «im Paris des ausgehenden 18. Jahrhunderts» zu einem förmlichen Gewerbe organisiert worden sei (p. 226), ist unrichtig. Auch daß nur die französische Presse von der Regel, daß Artikel anonym erscheinen, eine Ausnahme mache (p. 306), darf nicht gesagt werden; man vergleiche die großen italienischen, amerikanischen u. s. w. Blätter. Auch die Ansicht, daß Meyers «Großes Konversationslexikon» im Gegensatz zu Brockhaus den «Nachdruck auf den humanistischen Teil» lege und Technik und Naturwissenschaften weniger berücksichtige (p. 346), läßt sich m. E. nicht wohl aufrecht erhalten.

Doch soll mit solchen Ausstellungen das Buch Bauers mit nichten als eine flüchtige Arbeit hingestellt werden; diese Bemerkungen sind nur angeführt, um auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, die sich aus dem Versuch ergeben, zugleich eine Darstellung und ein enzyklopädisches Nachschlagewerk zu schaffen. Vielleicht hätte sich beides, Bibliographie und Text, übersichtlicher gestalten lassen, wenn die umfangreichen Büchernotizen zu einem selbständigen zweiten Teile verarbeitet worden wären, auf dessen einzelne Nummern dann jedesmal hätte verwiesen werden können.

Besonderen Dank wird man dem Verfasser wissen, daß er sich eingehend mit der Lehre von der historischen Darstellung befaßt und dabei auch Gegenstände berührt, die m. W. überhaupt noch nie behandelt worden sind, wie etwa die beste Form einer Rezension (Bauer ist selbst ein ausgezeichneter Rezensent und dieser Abschnitt einer seiner besten). Das schließt nicht aus, daß auch in diesen Paragraphen manche Bemerkungen kritisiert werden könnten. Bauer scheint mir z. B. den Begriff «Monographie» übermäßig zu pressen, wenn er als «Monographien» an erster Stelle die «meisten Werke Rankes» nennt; dem Sprachgebrauch entspricht dies kaum und ich würde Meinckes «Weltbürgertum» nicht neben Ranke, sondern im Gegensatz zu diesem als eine Monographie anführen. Auch die Ausführungen über die sprachliche Seite der Darstellung p. 337 f. scheinen mir nicht unbedingt richtig. Daß Bauer einer Modeströmung folgend puristischen Neigungen huldigt, ist natürlich sein volles Recht; aber die «Dauer der Wirkung» eines Geschichtswerkes von der Befolgung puristischer Grundsätze abhängig zu machen, widerspricht aller Erfahrung: diejenigen deutschen Historiker, die die nachhaltigste Wirkung ausgeübt

haben und noch üben, sind gerade diejenigen, die wie Mommsen in der natürlichen Sprache der Gebildeten und nicht in einem künstlich geschaffenen und lebensfremden Idiom geschrieben haben. Auch darf wohl gesagt werden, daß Bauer wie manche Puristen anderseits Wörter braucht, die kaum als reines Deutsch gelten können. So ist mir z. B. das Wort «ankennen» (p. 155, statt «anmerken») unbekannt und der Ausdruck «rassisch» (p. 55) ist weder geläufig noch schön. Ebenso «weltläufig» statt «weltkundig» (p. 315). Und was heißt «zugeordnet» in dem Satze: «was zu einer Zeit dem zugeordneten Stand der Methodik entspricht, heißt Wissenschaft» (p. 21)?

Nicht beistimmen kann ich auch dem Verfasser, wenn er sogar den altgeheiligten Brauch der Sentenzen verteidigt (p. 340). Ein wirksames Stilmittel sind Sentenzen gewiß, aber wissenschaftlich doch in keiner Weise zu rechtfertigen. Der Historiker mag das Recht haben, aus seinen Forschungen gewisse allgemeine Lehrsätze herzuleiten; wer gibt ihm aber die Vollmacht, in den Stoff irgendwelche auf außerhistorischem Wege gefundene Aphorismen hineinzutragen und für sie gleiche Geltung zu verlangen wie für das Ergebnis seiner Studien? Die gewöhnliche Rede und die politische Diskussion am Stammtisch mögen solcher Erklärungsmittel nicht entraten können; der wissenschaftliche Historiker sollte strengere Ansprüche stellen.

Wir haben es so bei der «Einführung» Bauers mit einem wertvollen Buche zu tun, das dem Studierenden manchen nützlichen Fingerzeig geben kann und auch den älteren Fachmann oft zu fördernder Kritik anregt. Es bleibt nur zu bedauern, daß der Verfasser in seinem Buch, das zum Teil aus Vorlesungen hervorgegangen ist, die im Kolleg naheliegende enzyklopädische Form und lockere Gliederung nicht in noch stärkerem Maße zugunsten einer engeren Begrenzung des Themas und einer schärferen Herausarbeitung seiner historiographischen Grundsätze ausgestaltet hat.

Basel.

Eduard Fueter.

EUGEN ZIEGLER, *Der militärische Inhalt der ältesten Bünde*. CXII. Neujahrsblatt der Feuerwerker-Gesellschaft (Artillerie-Kollegium) in Zürich auf das Jahr 1917.

Die letzten Jahrzehnte haben manche Forschungen und Aufschlüsse zur Entwicklung des alten eidgenössischen Militär- und Wehrwesens gebracht. Zu ihnen gehört auch die vorliegende Untersuchung über den militärischen Inhalt der ältesten eidgenössischen Bünde. Es ist sehr verdienstlich, daß die Bundesbriefe einmal hinsichtlich dieser Frage durchgegangen worden sind.

Sehr richtig sagt der Verfasser; Dr. E. Ziegler, daß die allererste Vorbedingung zum Aufbau einer Organisation die unbegrenzte Dauer ihrer Grundlage sei. Diese Bünde waren auf «ewig» abgeschlossen. Im Bündnisbrief von 1291 ist wichtig die gegenseitige Hilfeleistung mit aller Macht gegen jeden Feind und zwar auf eigene Kosten. Nur freie Männer trifft das Aufgebot; Unfreie und Lehensleute können nicht über sich verfügen. Das war ein Vorbehalt im Briefe, der freilich praktisch nicht viel bedeutet haben mag. Scharf wird beim Luzerner Bund hervorgehoben, daß wir hier eine Anweisung auf erstes Keimen eines Bundesheeres vor uns haben, indem zur Erhaltung der schiedsgerichtlichen Autorität, die über den Teilen steht, ein Exekutionsauszug entschiedener als im 1291er Bund in Aussicht genommen wird, wobei Luzern bei Streitigkeiten der Länder unter sich der Mehrheit sich zur Verfügung halten muß. Der Begriff einer Bundesmacht, einer eidgenössischen Bundesarmee, ist also nicht dem äußern, sondern dem innern Feind, der Zwietracht, zu verdanken.

Der Züricher Bund verlangt die Hilfeleistung nicht mehr «innerhalb der Täler und außerhalb,» sondern innerhalb eines bestimmten Aktionsgebietes, den «Zielen und Kreisen», begrenzt in der Hauptsache durch Grimsel, Aare, Rhein, Thur, Vorderrhein bis zum Monte Piottino, oberhalb Faido. Der Verfasser bezeichnet das als einen Rückschritt, «eine Negation des Bundesheeres», da die Urner in ihrer Welschlandpolitik von Faido abwärts von den Zürchern im Stiche gelassen werden und diese selbst im Norden und Osten von den andern Orten. Man kann aber doch wohl auch zu einer andern Auffassung gelangen, wenn **man die frühere Bestimmung «innerhalb der Täler und außerhalb» nicht allzu wörtlich nimmt.** Daß man beim 1291er Bundesbrief schon an ein derart ausgedehntes Aktionsgebiet gedacht habe, ist kaum anzunehmen; das ursprünglich in Betracht fallende Aktionsgebiet ist vielmehr im Züricher Brief erweitert worden. Mit Dierauer halten wir dafür, daß «die Vereinbarung eines so umfangreichen Hilfskreises ein bemerkenswertes Zeugnis für die Umsicht und den Mut der Vertragschließenden, deren Gebiete damals noch nicht unmittelbar aneinander grenzten,» gewesen sei. (Gesch. der Schweiz. Eidgenossenschaft I, 3. A. (1919), S. 233.) Bei der Besprechung des Züricher Bundes wäre wohl auch darauf aufmerksam zu machen gewesen, daß die großen Konzessionen, welche die Zürcher erhielten, die Bündnisfreiheit und die Vermeidung der Bezeichnung einer Vollstreckungsgewalt beim schiedsgerichtlichen Verfahren, Zugeständnisse an den Bürgermeister Rudolf Brun gewesen sind, der offenbar kein ewiges, sondern

nur ein Bündnis auf Zeit wollte, daß wir also tatsächlich ein Kompromiß vor uns haben.

Zutreffend ist beim Glarner Bund hervorgehoben, daß es sich vor allem um ein militärisches Bündnis handle, weil er den Eidgenossen eine wichtige militärische Unterstützung sicherte, ohne sie stark zu belasten, insofern sie nur unter Umständen Hilfe leisten mußten und dazu nur innerhalb der glarnerischen Landesmarken. Der Bund bedeutete eine Art Vormundschaft für die Glarner. Als Grund gibt der Verfasser an das Fehlen freier Leute in der Talschaft; aber wohl viel mehr fällt in Betracht, daß die Länder die Talschaft für ihre Sicherung nicht nötig hatten, da ihr Gebiet durch Gebirge fest von ihr abgeschlossen war. Die überaus praktisch veranlagte diplomatisch-militärische Leitung der Länder hat hier, wie kurz nachher bei Zug, das Richtige getroffen.

Nach der Berücksichtigung des Urner Bundes wird das Stanser Verkommnis von 1481 kurz berührt, das «die VIII alten Orte für den Fall des qualifizierten Friedensbruches, begangen durch die einen Bundesglieder an andern, zur Exekution und für den Fall der Unbotmäßigkeit innerhalb eines derselben zur Intervention zusammenschließe.»

Den Schluß der Untersuchung bildet eine Würdigung des Sempacherbriefes von 1393, wobei zugleich sehr richtig festgestellt wird, daß dieser Staatsvertrag durch die Tagsatzung, der überhaupt für das militärische Moment große Bedeutung zukommt, in einer Reihe von Zusätzen ergänzt worden sei, insbesondere in der Zeit des Schwabenkriegs.

Die Untersuchung ist flott durchgeführt, klar und übersichtlich geschrieben und entbehrt nicht eines originellen Anstrichs. Auszusetzen hätten wir das ungenaue Zitieren der benutzten Literatur — Band- und Jahres- und Seitenzahl sollten stets angegeben werden —, ferner die Wiedergabe des Textes des in wohlgelungenem Faksimile beigegebenen Sempacherbriefes in moderner Fassung. Hier gehört der Urtext her; es wäre höchstens auf die vorhandenen Drucke der modernen Fassung zu verweisen. In der Einleitung findet sich der Ausdruck: «Der Tschinownik zu Bern». Unser eidgenössisches Militärdepartement und die Militärverwaltung, die sicherlich während der Kriegszeit Bedeutendes geleistet haben, verdienen es nicht, mit diesem etwas abschätzigen Begriff aus dem zaristischen Rußland bezeichnet zu werden.

Zürich.

Johannes Häne.

MARC PETER. *Genève et la Révolution. Les Comités provisoires (28 décembre 1792 — 13 avril 1794)*. Genève, Albert Kundig, 1921, XIII, 576 p. in 8.

Le 12 décembre 1792 le Conseil général de Genève acceptait à une grosse majorité un édit d'une importance capitale. En premier lieu toutes les différences de classes entre les Genevois étaient effacées, les Natifs, les Habitants, les sujets, etc. étaient reconnus Citoyens avec tous les droits qui s'attachaient à cette qualification. D'autre part l'édit statuait qu'une Assemblée nationale serait nommée à bref délai pour travailler à une nouvelle constitution. C'était un pas décisif vers la démocratie. L'égalité politique était conquise et il n'y avait plus qu'à laisser l'assemblée faire sa tâche pour achever la révolution par les voies légales. Le parti populaire n'avait rien à craindre, semble-t-il, de cette marche mesurée; avec un Conseil général où tous les Genevois sans distinction avaient le droit de vote, il restait maître de la situation. Les choses cependant se passèrent autrement. Dans la nuit du 27 au 28 décembre la partie la plus bouillante du peuple se mit en insurrection et le lendemain, sous la pression de cet événement, les Syndics, le Conseil des XXV et celui des CC étaient suspendus et immédiatement remplacés par deux Comités provisoires, l'un d'administration, l'autre de sûreté. Ils avaient charge de gouverner la République jusqu'au rétablissement d'un gouvernement régulier établi sur les bases fixées par la constitution qu'on devait préparer. L'ancien régime était jeté bas par un coup de force avant qu'on n'eût rien de prêt à lui substituer. M. Peter estime que cette solution s'imposait. D'après lui les Révolutionnaires ne pouvaient avoir confiance dans les Conseils renversés pour l'application de principes que ceux-ci n'avaient jamais cessé de combattre. Il suffirait peut-être de dire que la chose était à peu près inévitable avec l'état d'esprit qui régnait dans les clubs et les passions qui y fermentaient.

C'est la période de transition qui commença le 28 décembre 1792 et prend fin le 13 avril 1794, jour où les Comités déposent leur mandat, que M. Peter a étudiée. Dans ce travail, sans négliger le point de vue général, il s'est surtout appliqué à montrer que ce n'est pas l'anarchie et l'incompétence qui se sont installées au timon de l'Etat avec les Comités provisoires, selon une opinion très répandue, mais que ces Comités au contraire furent un vrai gouvernement qui peut supporter sans désavantage la comparaison avec des pouvoirs plus réguliers dans leur origine et placés dans une position moins difficile. La vue est juste et M. Peter a rendu un grand service à l'histoire en en faisant une démonstration convaincante. Les

Comités provisoires en particulier, ont dirigé les affaires étrangères de la République avec beaucoup de prudence et de suite. Leur tâche était cependant délicate. Ils avaient à ménager à la fois la France révolutionnaire, dont les rapprochait la communauté des principes, et les cantons suisses qui leur battaient froid, mais qui n'en restaient pas moins le plus sûr rempart de l'indépendance de Genève. Le gouvernement français, il est vrai, pour des raisons de haute politique, ne manifestait à ce moment aucune tendance annexionniste, mais il ne manquait pas de brouillons qui cherchaient à l'entraîner dans cette voie et le moindre incident pouvait faire renaître le danger qu'on avait eu tant de peine à conjurer l'année précédente lorsque l'armée de Montesquiou avait envahi la Savoie.

La politique intérieure des Comités se défend moins bien et M. Peter reconnaît qu'en nombre d'occasions ils ont trop facilement plié devant les injonctions du Grand club et ont souvent usé d'une mansuétude singulière envers les auteurs de désordres. Pour le dire en passant, il ne s'arrête peut-être pas assez sur ces désordres presque journaliers provoqués par la queue du parti révolutionnaire et qui ont eu leur apogée dans la ridicule expédition de Jussy. Son tableau de Genève pendant le régime provisoire eut gagné à quelques détails de plus sur ce point et on n'en aurait que mieux compris les difficultés au milieu desquelles les Comités se débattaient. M. Peter trouve du reste à ceux-ci, avec raison, certaines circonstances atténuantes. Ils craignaient en particulier, dit-il, d'ouvrir un conflit entre Révolutionnaires qui pouvait fournir une occasion ou un prétexte à ceux qui cherchaient à amener une intervention de la France. M. Peter pense que dans ce domaine les circonstances étaient plus fortes qu'eux et qu'ils ont été à peu près forcés de suivre la politique de ménagements qu'ils ont adoptée envers les clubs et les éléments les plus turbulents du parti. Il avoue d'ailleurs que cette politique était dangereuse : bien dangereuse en effet, peut-on ajouter, puisque cette manière de faire, continuée encore pendant la période suivante, a sûrement une part de responsabilité dans les massacres de juillet et d'août 1794. Quoiqu'il en soit, pour s'en tenir au temps où les Comités restèrent en fonctions, s'ils ne protégèrent pas suffisamment les anciens Aristocrates et Englués contre les violences et les molestations des Marseillais et de leurs émules, s'ils se laissèrent imposer par le Grand club la destitution d'un certain nombre de fonctionnaires mal pensants, ils peuvent du moins se rendre la justice de n'avoir pris eux-mêmes aucune mesure générale ou particulière contre les vaincus de la veille. Il n'y eut sous le régime

des Comités provisoires ni condamnations prononcées pour faits antérieurs à la révolution contre les magistrats renversés, ni proscriptions, ni confiscations, au contraire, les Comités admirent dans leur sein et conservèrent, tant qu'ils voulurent ou purent y rester, quelques représentants modérés du parti déchu.

Pour faire le tour complet de son sujet, M. Peter a traité dans deux chapitres spéciaux quelques objets accessoires. Dans l'un il étudie la situation économique, très mauvaise, de Genève pendant l'année 1793 et les premiers mois de la suivante, et il expose les mesures prises par les Comités pour ravitailler la ville de leur mieux. Dans l'autre il suit les travaux de l'Assemblée nationale et analyse la constitution élaborée par celle-ci et qui fut acceptée par le peuple le 5 février 1794. Pour ne pas allonger cet article outre mesure je signale seulement ces deux chapitres très nourris et pleins de précieux renseignements.

Ces notes succinctes n'ont pas la prétention d'être un compte-rendu du livre de M. Peter. Ce beau volume est trop copieux, trop rempli de matière pour qu'on puisse l'apprécier aussi brièvement, mais elles suffiront peut-être pour en faire sentir toute la valeur et l'intérêt. On pourra évidemment ne pas partager toutes les idées de l'auteur, on pourra même discuter le point de vue où il s'est placé, mais on n'ébranlera pas sa conclusion générale sur les Comités et on admirera sans réserve le talent avec lequel il a débrouillé un sujet très mal connu jusqu'à lui. La période révolutionnaire genevoise a suscité ces dernières années des travaux importants, l'ouvrage dont M. Peter a enrichi la littérature historique de la petite République est assuré de prendre à côté d'eux une place des plus honorables.

Il est d'usage dans ces notices de faire à l'auteur quelques chicanes. C'est une sorte de politesse envers lui et une manière de lui prouver qu'on l'a lu avec attention. M. Peter a apporté trop de soin à son travail pour beaucoup craindre cette espèce de formalité. Pour m'en acquitter ici malgré le peu d'occasions qu'il en donne, je lui soumettrai deux ou trois observations de détail que la lecture de son livre m'a suggérées.

Page 520, il cite d'après Desonnaz un discours tenu au Grand club « par l'orateur Serrurier ». La majuscule est déjà dans Desonnaz. Je ne pense pas cependant que le mot serrurier soit dans cette phrase un nom de famille, inconnu, je crois, à Genève. L'orateur du Grand club doit être tout simplement Clerc, un des membres de la Grille, qui était serrurier de son état. M. Peter cite ailleurs, pages 182 et 187, cette fois d'après Aulard, un régiment piémontais de Navarre. Dans l'armée sarde les régiments portaient des noms de provinces ou de villes (régiment

de Maurienne, du Genevois, de Turin, etc.). La vraie leçon ne serait-elle pas Novare? Il y avait peut-être lieu là à une petite vérification. A plusieurs reprises enfin M. Peter me paraît confondre un peu les Aristocrates et les Englués qui sont deux choses distinctes et qui ne peuvent en aucune façon être prises l'une pour l'autre. Page 127 notamment, il parle des « cercles englués de Boisy, de l'Ecu de Genève, de la Treille ». Passe pour l'Ecu de Genève, mais pour Boisy et la Treille la qualification n'est pas admissible.

Je ne toucherai pas aux questions de fond qui d'ailleurs donneraient lieu à des réserves plutôt qu'à des critiques. C'est une affaire de point de vue. Les deux remarques suivantes montreront sommairement quelles pourraient être ces réserves qui laissent du reste entière la thèse principale de l'ouvrage. La première de ces remarques porte sur la manière dont M. Peter apprécie la chute du gouvernement aristocratique. « Il est certain, écrit-il dans son avant-propos, qu'à la fin de 1792, si le gouvernement « légal et sage » de Genève règne encore, il ne gouverne plus. N'ayant plus d'autorité et aussi incapable de résister au courant populaire que d'accomplir de son propre gré les réformes politiques urgentes, il ne peut que disparaître. » Le jugement est un peu sévère. En réalité les syndics et le Conseil étaient acculés à une impasse. La menace que la France révolutionnaire faisait planer sur tous ses voisins en prenant sous sa protection les peuples opprimés ou prétendus tels les avaient réduits à une complète impuissance. Ils ne pouvaient rien faire pour se défendre contre les Egaliseurs sans mettre en péril l'indépendance de Genève et ils ne voulurent pas faire courir ce risque à la République.

Ma seconde remarque est d'ordre plus général. En n'entrant pas dans des détails suffisamment circonstanciés sur les choses de la rue et des clubs, M. Peter ne laisse pas assez voir dans quelle désorganisation Genève était déjà tombée en 1793. Par suite, l'impression qui reste de son ouvrage est peut-être un peu trop favorable au régime des Comités provisoires. Oui certainement ces Comités ont été un gouvernement et certainement aussi ils méritent à beaucoup d'égards de grands éloges, mais cela ne doit pas faire oublier que la période pendant laquelle ils furent au pouvoir est, somme toute, une de celles dont les Genevois ont le moins à se glorifier.

Genève.

E. L. Burnet.

Histoire de Genève, racontée par l'image. Texte de André Corboz
Illustré par E. Elzinger. Genève, Edition Atar, 1921.

Comme son titre l'indique, ce livre qui est une vulgarisation à l'usage du grand public, n'est guère qu'un commentaire d'illustrations en couleurs par lesquelles le dessinateur Elzinger s'est efforcé de mettre en relief ce qu'il y a de pittoresque et de dramatique dans l'histoire de Genève. Il est évident que M. André Corbaz, qui par ailleurs, est un bon historien, a dû adapter son texte aux planches qui l'accompagnent. Nous reconnaissons pourtant avoir lu son récit non sans plaisir, du moins en ses parties essentielles. L'auteur connaît bien l'histoire de Genève et s'entend à la faire aimer. Ce qui fait le caractère essentiel de l'histoire de Genève, la lutte perpétuelle pour la liberté, ressort bien de cette narration non dépourvue de chaleur. Les chapitres que nous avons le plus goûtés sont: Genève ville des foires au 15^e siècle, l'établissement de la Réforme, et les traités d'alliance avec Zurich et Berne. L'histoire du XVIII^{ème} siècle et de l'époque révolutionnaire est un peu écourtée et celle du XIX^{ème} siècle n'est qu'un tableau tracé à grands traits. M. Corbaz arrive jusqu'à la période tout à fait contemporaine et son dernier chapitre est consacré à Genève, siège de la Société des nations. Il en exprime sa satisfaction en ces mots: « En ses murs s'élabore discrètement la Société nouvelle qui mettra à la base des Etats le respect de la conscience individuelle et le sentiment de la fraternité humaine. »

Zurich.

A. Guillard.

Das Bürgerhaus in der Schweiz, herausgegeben vom Schweizerischen Ingenieur- und Architektenverein. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.

8. Band: *Das Bürgerhaus im Kanton Luzern*. XLIV Seiten Text von Architekt A. am Rhyn. 95 Tafeln Abbildungen. Zürich 1920.
9. Band: *Das Bürgerhaus der Stadt Zürich*. XLVIII Seiten Text von Privatdoz. Dr. Konrad Escher. 120 Tafeln Abbildungen. Zürich 1921.
10. Band. *Das Bürgerhaus des Kantons Zug*. XXIX Seiten Text von Privatdoz. Dr. Alfred Schaer. 29 Tafeln Abbildungen. Zürich 1922.

Die alte Schweiz. Stadtbilder, Baukunst und Handwerk. Mit 354 Abbildungen. Herausgegeben von E. Maria Blaser, eingeleitet von Artur Weese. Eugen Rentsch, Zürich-Erlenbach, 1922.

Am Ende des letzten Säkulums war von Professor J. Rudolf Rahn die Statistik schweizerischer Kunstdenkmäler ins Leben gerufen worden, die aber nach dem Tode ihres Gründers nicht mehr weitergeführt wurde. In Buchform bearbeitet und damit

einem weitem Leserkreis zugänglich gemacht waren die Kantone Tessin, Solothurn und Thurgau. Ein verwandtes Unternehmen gründete der Schweizerische Ingenieur- und Architektenverein im Jahre 1910 mit seinem Serienwerk «Das Bürgerhaus in der Schweiz». Entsprechend den erhaltenen Denkmälern kommen darin vor allem Spätmittelalter und Neuzeit zu Worte. Bis jetzt sind die Kantone Uri, Genf, St. Gallen (1. Teil), Appenzell, Schwyz, Schaffhausen, Bern (1. Teil) und Glarus erschienen, denen sich nun als neueste Hefte Luzern, Zug und die Stadt Zürich anreihen. Herausgeber und Verlag haben es erreicht, daß jährlich mindestens ein Band publiziert werden kann. Jedes Heft enthält einen baugeschichtlichen Text und — als Hauptsache — bis zu hundert Tafeln mit Abbildungen. Dieses Bildmaterial ist in allen Bänden mit hervorragendem Geschick ausgewählt und in seiner Art ganz einzig dastehend. Gewöhnlich ist ein Bauwerk durch eine größere Zahl von Photographien, dann aber auch durch Grundrisse, Schnitte, Fassadenaufrisse und Situationspläne vertreten. Durch diese ausgiebigste Verwendung des Bildes ist neben dem architektonischen Fachmann in erster Linie der Historiker und Kunsthistoriker an diesem schönen Unternehmen interessiert, das gewissermaßen geschichtliche Quellen in Bildform enthält. Das «Bürgerhaus» erfüllt die Erwartungen, die das Programm ausspricht, vollkommen: Festigung und Verallgemeinerung des guten Geschmacks und Hebung der schweizerischen Kultur.

Der vorliegende Band über den Kanton Luzern zeigt wieder neue, bewundernswert eigenartige Typen des schweizerischen Wohnhauses. Die Auswahl beginnt für die Stadt Luzern mit älteren Gesamtansichten und geht dann von der Spätgotik zum 16. Jahrhundert über, das hauptsächlich mit dem Ritterschen Palast und dem Rathaus vertreten ist. Für diese Periode läßt sich ein italienischer Einschlag in der Bauweise feststellen, während später französische Orientierung vorwiegend wird. Neben der Stadt Luzern kommen zahlreiche andere Ortschaften des Kantons und einige Schlösser aufs Beste zu Worte. Aufsehen erregend ist die Notiz auf S. XLI, daß nunmehr die Vorlagen des berühmten Reliefzyklus am Chorgestühl von St. Urban gefunden sind in der Bilderbibel des Kupferstechers Kräußler aus Augsburg vom Jahre 1702. Der Entdecker, Pfarrer Th. Bucher in Kriens, hat sich darüber in der Schweizerischen Kirchenzeitung von 1920 vernehmen lassen.

Neben dem führenden Hauptkanton der V Orte präsentiert sich Zug als reizendes Gegenstück zu der großen Nachbarstadt mit ihren Prachtbauten. Auf 29 Tafeln sind nach Aufnahmen

der Architekten Keiser und Bracher die wichtigsten Baudenkmäler vereinigt. Ein stolzes Zeugnis der Spätgotik ist das Rathaus mit seinem hochragenden Treppengiebel. Daneben finden wir den Typus des schmalen spätmittelalterlichen Reihenhauses mit dem Windenvorbau auf dem Dach und dem Ladenfenster im Erdgeschoß, aber auch aufwändige Patrizierhäuser mit vornehmer Innenausstattung, und endlich fehlt auch das stattliche Landgut des in fremden Diensten reich gewordenen Offiziers nicht. Das Verdienst, die bauliche Entwicklung Zugs sehr sorgfältig mit der politischen Geschichte verknüpft zu haben, kommt der Einleitung von Dr. Alfred Schaer zu.

Dem Band über die Stadt Zürich gebührt aus verschiedenen Gründen eingehende Beachtung. Zürich kann zwar, was Reichtum der architektonischen Schöpfungen anbetrifft, den Vergleich mit Bern, Basel oder Genf kaum aufnehmen und hat zudem noch durch die moderne Entwicklung zahlreiche Werte verloren. Wenn der Zürcher Band trotzdem nicht den Eindruck der Dürftigkeit macht, so verdankt er dies den außergewöhnlich sorgfältigen und reichhaltigen Aufnahmen auf 120 Tafeln, an deren Zustandekommen zahlreiche Fachleute unter der Leitung von Architekt Usteri, namentlich aber das kantonale und städtische Hochbauamt mitgewirkt haben. Sodann legte die zürcherische Bürgerhauskommission Wert darauf, der Einleitung die Form einer selbständigen kunstgeschichtlichen Monographie zu geben, die in Dr. Konrad Escher ihren kundigen Bearbeiter gefunden hat. Ein spezieller Teil enthält alle Einzeluntersuchungen und die Baugeschichte der auf den Tafeln dargestellten Objekte. Ein ganz besonderes Verdienst haben sich Herausgeber und Verfasser durch die Reproduktion alter Stadtpläne erworben: Der wundervolle Plan von Murer aus dem Jahre 1576, vortrefflich wiedergegeben, findet um 1790 einen glänzenden Nachfahren in dem Stadtplan des Ingenieurs Johannes Müller. Der Müllersche Plan, eine erstklassige topographische Leistung im Maßstab 1 : 1000, ist hier zum ersten Male sowohl als Ganzes, wie in vielen Ausschnitten reproduziert, was vor allem auch der Geschichte der Gärten zugute kommt. Im Einzelnen über den Band zu referieren, ist natürlich unmöglich. Nur angedeutet sei, daß die Qualitätsarbeiten der zürcherischen Handwerker in Keramik, Stukkatur, Kunstschlosserei und Holzschnitzerei erstklassig vertreten sind.

Ein glänzendes Zeugnis schweizerischer Kultur der Vergangenheit bildet der vornehm ausgestattete Bilderatlas «Die alte Schweiz», der dem Andenken Wolfgang Friedrich von Mülinens und Johannes Bernoullis gewidmet ist. Die Anregung

des Verlages zu einem derartigen Unternehmen fand in Fräulein Dr. Blaser, der wir eine gründliche Studie über die Skulpturen der Lausanner Kathedrale verdanken, die berufenste Bearbeiterin. Die 354 Abbildungen von Städten, Bauwerken und Erzeugnissen des Kunsthandwerkes sind hinsichtlich Auswahl der Objekte und Reproduktionstechnik schlechtweg vollkommen. Mit feinstem künstlerischem Empfinden sind die Aufnahmen so nebeneinander gestellt, daß ihre Wirkung durch die Vervielfachung des Typischen aufs Stärkste gesteigert wird: so z. B. die romanischen Kirchen S. 2—3, Lausanne und Valeria-Sitten S. 10—11, Schloß Vufflens und Castello Svitto-Bellinzona S. 22—23, Kapellen in Graubünden S. 66—69, die Barockkirchen von Einsiedeln, St. Gallen und Solothurn S. 98—99. Nur summarisch kann darauf hingewiesen werden, daß das Werk Kirchenbauten aus allen Landesteilen und Epochen enthält, aber auch Burgen, Stadtansichten, einzelne Häuser zu Stadt und Land, Interieurs und Mobiliar, wobei grundsätzlich nur Charakteristisches und künstlerisch Wertvolles Aufnahme fand und auf die sogenannte Vollständigkeit verzichtet wurde. Bilder, die man bisher aus umfangreichen Sammelwerken oder zahllosen Einzelarbeiten zusammensuchen mußte, sind nun in diesem bequemen Quartband vereinigt. Gerade wegen seiner Vielseitigkeit wird der Atlas unsern Mittelschulen als Anschauungsmittel für Kulturgeschichte ausgezeichnete Dienste leisten. Der einleitende Text von Artur Weese zieht das Fazit aus dem Bildermaterial und äußert sich eingehend zu der heiklen Frage einer nationalschweizerischen Kunst, die in der Vergangenheit nicht vorhanden war und deren Vorhandensein in der Gegenwart umso eifriger behauptet wird.

Zürich.

Anton Largiadèr.

Bücher für den Unterricht.

W. BEUTER, Rektor: *Lehrbuch für den Geschichtsunterricht an Mittelschulen. Das Mittelalter.* Herm. Hambrecht, Olten, 1914
128 Seiten.

Das Buch beginnt mit der Schilderung der Beziehungen zwischen Römern und Germanen und schließt mit der Darstellung der Erfindungen und Entdeckungen. Es ist aus verschiedenen Gründen nicht zu empfehlen. Schon die Gliederung ist ungeschickt, der Stoff ungleichmäßig verteilt. Die Kulturgeschichte ist spärlich berücksichtigt, dafür sind z. B. dem ersten Kreuzzug allein zehn von den 128 Seiten des Buches gewidmet.

Die Form ist bald erzählend, bald tabellarisch. Mancher Satz, besonders in den tabellarischen Teilen, steht im Wider-

spruch zur deutschen Grammatik. Zur Belebung sind viele Lese-
stücke eingestreut, meist aus Staudes und Goepferts „Lesebuch
für den deutschen Geschichtsunterricht“; Quellen findet man,
trotz der Ankündigung im Vorwort, nur wenige. Unbegreiflich
ist, wie die Reimerei H. von Mühlens über „Kaiser Otto und
Heinrich“ aufgenommen werden konnte, da doch C. F. Meyer
in seinem Gedicht „Der gleitende Purpur“ den gleichen Stoff
künstlerisch verarbeitet hat.

Auch von einem Schulbuch ist in erster Linie wissenschaft-
liche Zuverlässigkeit zu verlangen. Das vorliegende erfüllt diesen
Anspruch nicht. Es ist zu viel Ungenauies und Unrichtiges stehen
geblieben (vgl. z. B. den letzten Abschnitt mit den Angaben
über die Portugiesen, über Heinrich den Seefahrer, über Ko-
lumbus, Cortez u. s. w.).

Anzuerkennen ist die Absicht des Verfassers. Sein Buch
will „den Unterricht lebensvoll gestalten und das Geschichtsfach
erleichtern.“ Bei den erwähnten Mängeln erhebt es sich aber
weder in wissenschaftlicher noch in pädagogischer Hinsicht über
einen gutgemeinten Dilettantismus.

Küsnacht-Zürich.

G. Guggenbühl.

G. BAUMANN. *Repetitorium der Schweizergeschichte. 1^{ter} Teil bis 1516.*
XI et 206 p. *2^{ter} Teil bis 1874, mit Nachtrag bis 1910.*
326 p. Bircher, Bern 1921—1922.

Comme le volume ci-dessus, ce manuel poursuit un but tout
pratique que son titre nous dispense de définir ici; ce qui ne veut
pas dire qu'il n'y ait eu, dans le choix des faits contenus dans ce
résumé, occasion pour l'auteur de faire oeuvre personnelle. L'ori-
ginalité de ce memento historique, présenté sous forme de tableaux
chronologiques, réside pourtant surtout dans le groupement des
faits par sujets homogènes: on y trouve rapprochés les uns des
autres, et partant séparés des évènements contemporains mais
étrangers à la question étudiée, tous les faits se rapportant à
celle-ci. Pour les maîtres comme pour les étudiants, cette méthode
présente un très réel avantage. Les sujets eux-mêmes correspon-
dent en gros aux subdivisions de l'ouvrage de Dierauer, qui a
servi de guide à l'auteur. La clarté, et par conséquent l'utilité
de ce memento est accrue par la table des matières, à la fois
concise et détaillée, qui constitue une sorte de premier sommaire
de notre histoire, par les tableaux généalogiques des familles
de Kybourg et de Habsbourg, et par un appendice où sont
énumérés tous les faits qui ont rattaché, comme alliés, protégés,
ou sujets, à la Confédération ou à tel de ses membres, tous les

territoires et Etats qui l'environnaient (traités de combourgeoisie, trêves, paix, alliances, etc.).

Une remarque critique s'impose cependant: Pourquoi n'avoir pas adopté envers tous les cantons une même méthode et en avoir trié parmi eux quelques uns — les huit premiers, Appenzell, S. Gall, Valais — pour raconter leur histoire individuelle au Moyen-Age, tandis qu'on n'apprend rien de celle des autres, sauf incidemment leurs relations avec Berne? Y a-t-il là un manque de logique ou un préjugé?

La place plus grande que l'historien peut donner aux faits moraux et intellectuels dans l'exposé des temps modernes apporte à la seconde partie une plus grande variété (mouvements religieux du XVI^e et du XIX^e s., activité littéraire du XVIII^e s., esquisses biographiques, etc...). Il est regrettable cependant que la vie économique du pays ne paraisse presque nulle part: la création de certaines industries nouvelles au XVII^e et au XVIII^e s., la fondation des premières fabriques, d'autres manifestations encore de la révolution industrielle du XIX^e siècle, n'étaient-elles pas aussi dignes de mention que le percement du tunnel de l'Albula? Mais plutôt que d'insister sur certaines lacunes ou disproportions inévitables dans un résumé de ce genre, félicitons-nous d'y trouver tant de faits énumérés, situés exactement dans le temps et groupés de si judicieuse façon. L'index des noms de lieu et de personnes mentionnés dans l'ouvrage complète bien ce manuel qui vise avant tout à être d'un emploi aussi aisé et profitable que possible.

Une question pourtant en terminant: en 1904 la Suisse convenait avec la France, la Belgique, etc... de soumettre à la cour d'arbitrage instituée à la conférence de la Haye de 1899 certaines questions litigieuses; en 1907 elle s'associait à l'Allemagne pour refuser l'arbitrage obligatoire entre les Etats; pourquoi le premier de ces faits est-il signalé et le second passé sous silence?

Faute d'impression: 1^{re} Partie p. 201, avant-dernière ligne, lire 1460 et non 1640.

La Clochette sur Lausanne.

D. Lasserre.

DÄNDLIKER. *Auszug aus der Schweizergeschichte, fortgesetzt von Dr. H. Flach.* Schultheß, Zürich 1921. 211 p.

Outre une ou deux corrections résultant des progrès accomplis par la science historique depuis 1909, cette quatrième édition du sommaire bien connu se distingue de la précédente par un tableau des événements qui se sont déroulés chez nous depuis 1910 jusqu'à l'entrée de la Suisse dans la Société des Nations;

trente pages, presque le sixième du volume, ont en particulier été affectées à l'histoire de notre pays pendant la guerre. Il y a là une disproportion évidente et qui devra être atténuée dans les éditions ultérieures, mais elle se légitime trop actuellement pour qu'on songe à en faire un grief à l'auteur, au contraire. Cependant en donnant une pareille ampleur à cette partie, l'auteur sort des limites d'un simple sommaire, il fait oeuvre personnelle de chroniqueur et son tableau se présente comme une sorte de source historique; il importe dès lors d'examiner si, parmi tous les faits dont notre pays a été le théâtre durant ces années mouvementées, le choix de ceux qui lui ont paru constituer la trame essentielle de notre histoire nationale, a été fait avec l'impartialité et la perspicacité désirables. Le triage certes n'était pas entreprise facile, et nous reconnaissons volontiers que M. F. a fait preuve ici ou là d'un réel désir d'objectivité et qu'il a cherché à évoquer la vie suisse dans divers domaines; le résultat obtenu est loin cependant de répondre à ces intentions: l'impression qui se dégage de cette énumération de faits précis et des quelques jugements d'ensemble intercalés ici ou là n'est pas adéquate, à notre avis, à celle que quelques années de recul nous permettent déjà de nous faire de cette période si agitée.

Il ne peut être question d'entrer ici dans une discussion détaillée des jugements que M. F. porte sur l'état de la Suisse à la fin d'août 1914, en 1915 et 1916, ou depuis la fin de la guerre; cela entraînerait trop loin. Il me paraît nécessaire toutefois de mettre le lecteur en garde contre le ton pessimiste qui y domine. En obligeant les Suisses à constater que la prospérité et l'égoïsme satisfait dans lesquels ils vivaient avant la guerre les avaient rendus incapables de prendre, comme nation, une attitude virile et digne au cours de la grande tempête et en décelant l'action des virus dont notre organisme s'était peu à peu laissé infecter, les secousses extérieures et intérieures que celui-ci a subies ont été plus salutaires que nuisibles; et c'est égarer les esprits que de stigmatiser les désordres dont notre vie nationale a été le théâtre comme s'ils étaient en eux-mêmes un mal; on pourrait en tout cas avec autant de raison s'en féliciter comme d'une réaction contre un état moral et social gravement atteint.

Mais pour éviter de quitter avec l'auteur le terrain de la pure chronique et d'opposer notre interprétation des faits à la sienne, c'est la méthode ... ou l'absence de méthode qui a présidé à l'élaboration de son tableau chronologique des faits, et ce sont les tendances personnelles qui l'ont dirigé dans le triage à opérer, que je voudrais signaler brièvement. Impossible naturellement de reprendre tous les événements ou incidents qui ont rempli ces

années, et d'examiner dans quelle mesure M. F. a su reconnaître et rappeler ceux *seuls*, mais aussi *tous* ceux qui peuvent servir à évoquer notre vie nationale aussi bien morale que matérielle. Quelques observations générales, étayées sur quelques exemples, suffiront sans doute à montrer que ce tableau ne devra être utilisé qu'avec beaucoup de circonspection.

D'abord l'absence de méthode: là où aucune tendance ou sympathie personnelle n'entre en jeu, le chroniqueur semble n'avoir choisi ses matériaux qu'au hasard. Il ne signale qu'une partie des mobilisations, et n'indique pas toujours quelles divisions sont mises sur pied; on apprend l'entrée en guerre de la Roumanie et la déclaration de guerre de l'Italie à l'Allemagne: aucune des autres n'est mentionnée nominativement; le 16 mars 1918 il fut question, paraît-il, d'une hausse du prix du lait, mais on ne nous dit pas si elle fut réalisée; l'auteur estime nécessaire de dire que «la grippe (maladie espagnole) était une dangereuse épidémie d'influenza», mais superflu de donner le moindre renseignement sur l'origine ou la composition du comité socialiste d'action, dit comité d'Oltén; etc. etc. Je ne sais en revanche s'il faut attribuer à cette méthode du hasard que, de tous les faits qui ne touchaient qu'à la vie intérieure des cantons, M. F. n'en a retenu qu'un seul: une exhortation adressée à la population par le gouvernement zuricois au sujet de la crise économique; le krach de la caisse d'épargne d'Uri, le mouvement séparatiste du Jura bernois, diverses votations cantonales n'ont pas une importance équivalente, sans doute, à celle de ce document!

Quant à l'influence des tendances personnelles de l'auteur sur le choix de ses matériaux, c'est aussi en examinant ce qui a été omis qu'elle devient sensible; ce manque d'objectivité je l'ai constaté surtout dans trois directions:

Importance excessive donnée aux faits de l'ordre économique, même aux moindres, au détriment des faits d'ordre social, moral, intellectuel: la question du prix du lait ou du fromage est mentionnée six fois, les interdictions d'exportation, les hausses des tarifs de chemins de fer ou les réductions d'horaire, etc., tout cela occupe une place prépondérante; mais le congrès des professeurs d'université au printemps 1915 et les polémiques si vives et importantes qui l'ont suivi, ou la publication du livre «Die neue Schweiz», ou la collecte faite en Suisse romande en faveur des victimes du krach d'Uri, ça n'a pas aux yeux de M. F. un intérêt comparable à celui de l'introduction du monopole du riz (2 octobre 1915).

Insuffisance d'information ou d'impartialité dans le rappel des incidents qui ont marqué, provoqué ou exaspéré la divergence

de sympathies des deux Suisses; peut-être M. F. a-t-il intentionnellement évité de réveiller de pénibles souvenirs, et s'est-il appliqué à atténuer les oppositions; mais alors pourquoi les faits symptomatiques dont l'absence nous a frappé sont-ils tous, ou presque tous, de ceux qui pouvaient desservir la cause germanique ou susciter quelques regrets chez nos Confédérés de la Suisse allemande? Exemples: l'échec des négociations d'août 1916 avec l'Entente est mentionné, mais pas la note comminatoire de l'Allemagne à la Suisse à cause des accaparements allemands séquestrés sur notre territoire, note qui avait nécessité ces négociations; la participation de l'Allemagne à l'affaire des bombes de Zurich et le rappel qui en résulta du consul allemand sont passés sous silence, de sorte que cette affaire semble ne compromettre que les Italiens établis à Zurich; ailleurs l'auteur énumère tous les pays où la Suisse a été chargée de représenter les intérêts de l'Allemagne, mais il oublie de dire quels sont ceux dont nous avons eu à protéger les intérêts en Allemagne. Et si l'affaire du drapeau allemand à Lausanne méritait sans doute une mention, n'y a-t-il pas eu quelques balles suisses tirées contre une gare française sur l'ordre d'un officier zuricois? n'y a-t-il pas eu un grave impair commis par notre ministre à Washington en faveur de l'Allemagne? n'y a-t-il pas eu aussi une démarche, importante parce que spontanée et pas nécessaire, de l'Italie en août 1914 pour reconnaître notre neutralité? Enfin M. F. se plaint des excès de langage de la presse suisse; mais les historiens de l'avenir ne seront-ils pas beaucoup plus frappés de la lenteur avec laquelle on a réagi en Suisse à la violation de la neutralité belge, et n'eût-il pas été important de signaler le moment où pour la première fois en Suisse romande et en Suisse allemande on osa exprimer publiquement une opinion à ce sujet? et le jour où une protestation contre cet acte s'éleva enfin, solennelle quoique isolée, au Conseil National? Ce sont là des omissions troublantes de la part d'un auteur qui se propose de faire connaître la vie suisse; et j'en passe d'aussi graves.

Sympathie instinctive enfin pour tout ce qui émane d'une autorité établie — civile ou militaire —, donc antipathie pour tout ce qui s'oppose à l'autorité, ou indifférence, sinon entière tout au moins très marquée, pour tout ce qui n'est pas officiel et gouvernemental. C'est ainsi du moins que je m'explique la mention du bureau officiel créé à Berne pour le rapatriement des internés civils comme de certains services gratuits de la poste fédérale, et l'omission de ce bureau international de la Croix-Rouge, dont le monde entier a parlé, bien qu'il n'aît pas été créé par le Conseil fédéral; ou bien serait-ce parce qu'un de ces bureaux était à Berne et

l'autre à Genève? De toutes les « affaires » qui ont compromis la confiance de diverses parties de notre peuple en nos autorités, affaire Hoffmann, procès des colonels, affaire Ammann, affaire Bircher-de Loys, descentes de police dans des rédactions de journaux pro-ententistes, arrestations par la police de l'armée de Français et Anglais à caractère officiel, le « dimanche rouge », etc., les deux premières seules sont rappelées, de sorte que les manifestations de défiance ou d'antimilitarisme mentionnées paraissent sans cause et d'autant plus graves¹⁾.

Cet article bibliographique a pris une ampleur disproportionnée à la modestie de ce manuel et peut-être fera-t-il l'effet d'un réquisitoire, d'autant plus que, par crainte de trop allonger, nous n'avons pas relevé les qualités du livre en question, et en particulier l'abondance des renseignements qu'il contient. Mais le calendrier historique de M. F. étant à notre connaissance le premier qui, sous une forme accessible à tous, présente un tableau analytique de ce qui s'est passé en Suisse pendant les années de guerre — le copieux *Jahresbericht* du *Politisches Jahrbuch* est plutôt un commentaire personnel des faits — il a semblé opportun de le soumettre à un examen détaillé, que nous nous sommes efforcé de rendre aussi impartial que possible; ne va-t-il pas servir de source à de nombreux lecteurs désireux de se faire une idée d'ensemble de ce que fut et de ce que fit la Suisse durant la guerre?

Vennes sur Lausanne.

D. Lasserre.

¹⁾ Sans m'être astreint à contrôler le répertoire des noms, je dois dire que sur quatre fois où je m'en suis servi, j'ai été trois fois égaré par des fautes ou des oublis.